Frankreich im Dezember 1914.

Von **Norbert Jacques.**

Im Festungsbereich.

Es fahren wohl Züge in die Gegend von Belfort und nach Belfort selbst. Aber als ich auf der „Gare de Lyon" in Paris eine Fahrkarte nach dieser Festung lösen wollte, wurde ich gefragt, ob ich einen Ausweis der Militärkommandantur über die Erlaubnis zu dieser Reise besäße. Ich mußte mit „Nein" antworten, und da ich nie in Belfort gewesen bin, keinen Bekannten dort habe und gar nichts finden konnte, was ich dort zu suchen hätte, mußte ich auf die Reise verzichten. In weitem Kreis um Belfort herum erstreckt sich diese verbotene Militärzone. Ich fand dann keine Schwierigkeiten, eine Fahrkarte nach der Festung Dijon zu lösen, weil diese Station auf der Linie nach der Schweiz lag. Man läßt die wenigen Schnellzüge, die in Frankreich verkehren, mit Vorliebe nachts laufen.

Bis dahin habe ich nicht viel über französische Soldaten erzählt. Ich bin bis jetzt mehr als 1500 Kilometer durch Frankreich gefahren und ich habe fast keine gesehen, außer Verwundeten, Rekonvaleszenten und neu Eingezogenen, die über 3 oder unter 20 Jahre alt, noch nicht in Uniform waren und truppweise in den Bahnhöfen oder vor Militärlokalen lagerten. Die Franzosen versichern zwar, es fehle ihnen nicht an Soldaten. Das Land sei voll. Es kam mir aber immerhin merkwürdig vor, daß ein Zufall, der zehn Tage dauerte, sich gerade dem Auge eines deutschen Journalisten entzog, das gerade bestrebt war, sie zu sehen.

Was mir aber bis dahin vorenthalten geblieben war, wurde mir in den beiden letzten Tagen meiner Reise aufs reichlichste gewährt. Dijon, in dem überall die Erinnerungen daran zu finden sind, daß einst sein geistiges Leben mit Paris rivalisirte, ist heute eine reine Soldatenstadt. Als Festung ist es vorläufig wohl noch ohne große Bedeutung. Aber es hat die Erinnerungen der Kapitulation von 1870 und der Invasion von 1871, und die Leute erzählen sich wieder von den „Greuelthaten", den „Plündereien", der „Wortbrüchigkeit", kurzum dem "barbarisme" der Väter der heutigen deutschen Soldaten. Diese Hysterie ist so traurig in Frankreich. Die militärische Ohnmacht hegt sie als eine wahrhaftige Epidemie. Die Phantasie, die die Erfolglosigkeit der kriegerischen Ereignisse ohne Beschäftigung zu lassen droht, nährt an ihr ihre Nervosität, ihr Unvermögen, sie zu beherrschen, und verhindert dies Volk, im Anschluß an allgemein gültige Werthe von Mensch und Geschichte, den Ueberblick und die Fassung zu gewinnen, die allein das stärkende Rückgrat in Zeiten der Noth bilden können. Das ist wiederum diese selbstbeschränkte Eitelkeit.

Dijon liegt nahe hinter dem Wall, der den deutschen Einbruch noch abhält, und, auf Soldaten eingerichtet, bildet es eines der großen Sammelbecken, die das, was noch an kriegsfähigen Männern in Frankreich zur Verfügung steht, zusammenhalten. Man bringt diese natürlich so nahe an die Front als möglich. Aber es ist unmöglich, Angaben über die Stärke der Truppenansammlungen in solchen Plätzen zu bekommen, und ich glaube, weniger aus dem Mißtrauen, das man wohl auf Schritt und Tritt spürt, als weil die Leute selber keine Ahnung davon haben und selbst Soldaten, das allgemeine Selbstbewußtsein der Nation weitläufig im Individuum äußernd, sich im Grund auch nicht dafür interessiren. Gewinnen thun sie den Krieg doch, selbst wenn sie keine Soldaten haben. Das glorreiche Frankreich!

Ich ging durch die leeren Frühgassen von Dijon. Im Hotel mußte man alles von sich eintragen, bis auf Angaben über die Art und Legalisirung der Papiere, mit denen man reiste. Im Café, wo ich frühstückte, verfaßten zwei Soldaten Briefe nach Hause und lasen sich sie gegenseitig vor. Und dann plötzlich waren die Gassen mit Militär überschwemmt. Ich glaube, ich sah mehr Offiziere als Mannschaften. Die neue Uniform begann, zaghaft nur, aufzutauchen. Mehr dem Zufall als einer Nothwendigkeit schien die unerhörte Vielfältigkeit an Formen und Farben entsprossen. Graublaue, graue, schwarze Mäntel sah ich. Die einen hatten mächtige breite Kragen, die andern bis zur letzten Abstufung an Größen herab, schließlich garkeine. Dieselben Abstufungen galten für die Taschen, die einen waren so groß wie die Rucksäcke, an andern Mänteln fehlten sie ganz. Ein Soldat war halb neu gekleidet, halb nach alter Farbe und altem Schnitt; daneben ging einer, der noch aussah wie 1870, der dritte trug vom Neuern nur den dunkelblauen Mantel, der vierte vom Neuesten nur den graublauen Ueberzug über die Kappe. An einer Eisenbahnbrücke ging einer Wache, der Holzgaloschen, eine Sammthose, einen karrirten Ueberzieher, etwas wie eine Soldatenmütze trug, und nur das Gewehr war ganz sicher militärisch. Die rothe Hose und die blaue wechselten willkürlich mit einander ab. Niemand kannte sich mehr recht aus. Die Zeitungen schrieben schon darüber und der „Cri de Paris" erinnerte dabei an den Ausspruch des Königs von Neapel: „Steckt sie in gelbe, grüne, rothe oder blaue Uniformen ... sie laufen doch immer davon!", drehte dann aber naiv diesen gefährlichen Spruch für die französischen Soldaten um: „Kleidet sie wie ihr wollt, sie bleiben Helden!"

Aber endlich, wie ein Signal, wie eine Fanfare, wie der festliche Aufzug in „Aida": mitten in der Horde der bunten Soldaten geht durch die Rue de la Liberté ein Offizier, stolz, einsam, unnahbar, festlich umrauscht, der bis aufs letzte Knöpfchen ganz die neue Uniform trägt.

Wickelgamaschen, Breecheshose, Jacke mit aufgenähten Taschen, leicht und weit, Käppi, alles in jenem etwas grellen Graublau, das so aussieht, als ob man es mit einer blauen Wasserfarbe auf ein haariges hellgraues Fließpapier gemalt hätte. Die Farbe ist schwer zu beschreiben.

Alles bleibt stehen, gafft, mehr betroffen als erstaunt, macht eine Gasse frei. Der graublaue Held der Festung Dijon, der graublaue „Soldat de France", schreitet durch die Soldaten durch, denen der Athem still steht, bis sich allmählich die Starre in ein allgemeines Gemurmel auflöst und einer mit offenem Munde sagt: „So einen hab' ich noch nicht gesehen. Ist das auch ein Engländer?" — „Nein, es ist der Liftjunge aus dem Hotel de la Cloche!" — Schließlich meinte noch einer: „Man muß sich dann wohl entschließen, eine chemische Reinigungsanstalt mit ins Feld zu nehmen." In der That war das Graublau ein wenig lebhaft.

Ein Wagenzug kam vom Bahnhof, auf dem ein zertrümmerter Flugapparat befördert wurde. Die Drähte hingen zerfetzt herum. Die Panzerung des Körpers war zerbeult und eingetrieben. Später folgte ein offener Wagen, in dem hochaufgeschichtet ein Stoß von Fliegerbomben lag. Soldaten schwärmen ununterbrochen durch den Zug der Hauptstraßen vom Bahnhof über die Place Darcy, durch die Rue de la Liberté zur Place d'Armes, an der der Palast der burgundischen Herzöge steht, und schweifen rechts und links ab in Gassen hinein, aus deren glatter Front der vergraute Schaum von gothischer Kirchenarchitektur hervorquoll, und die Offiziere, die Aerzte und die Soldaten drängen ins kleine dunkle Thor; einen Augenblick lang in der dunkeln Oeffnung Kerzenflämmchen, verbrämter Glanz und ein herangenähertes Aufrauschen der Orgel.

Frankreich wird wieder fromm. Ich schrieb es schon von Lyon. Ich habe überall in Frankreich Soldaten und Kirchen nah beisammen gesehen, und die Annäherung, die die französische Regierung jetzt beim Heiligen Stuhl in Rom sucht, wird eine der wenigen Anstrengungen sein, bei denen sich Regierung und Volk finden. Eine südfranzösische Zeitung umspielte vor nicht langer Zeit den Spruch: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt", mit dem Zusatz „Und wir Franzosen fürchten nicht einmal Gott!" O, wie ist das vorbei! Ein Hauptmann aus einem Jura-Fort sagte mir: „Auf einmal müssen sie des Sonntags alle in die Messe gehen, und Sonntags zwischen 8 und 11 Uhr könnte ein Schweizer Regiment Frankreich erobern. Alle Soldaten sitzen in der Kirche."

Ich ging in Dijon an einem Sonntagmorgen ins Hochamt der Kathedrale des Heil. Benignus. Der Bischof saß unter seinem Baldachin, groß, mit einem stolzen bürgerlichen Kopf, wie sie die gothischen Heiligen haben, und dann ging ein Geistlicher auf die Kanzel und las das Wochenprogramm der Kirchen von Dijon. Mehrmals hieß es: „Gebete und Messen für die Belgier." Eine Nummer des Programms aber lautete: „St. Jean, am Mittwoch Gebet für die militärische und kommerzielle Niederlage Deutschlands." — Man sieht, der Franzose steigt wieder zu Gott hinauf, Gott wieder zu den Menschen herab. Im übrigen waren auch hier viele Soldaten unter die Andächtigen gemischt.

Vielleicht, dachte ich, sehe ich etwas von der Festung, wenn ich außerhalb der Stadt gehe. Ich verließ sie an weiten Spitalgebäuden vorbei, in deren Höfen Verwundete spazieren gingen, schritt durch die endlose, nüchterne und unsaubere Vorstadtstraße, die Rue Daubenton, am Umkreis der Stadt entlang. Das Militär verschwand. Aus einem Haus rief eine Weiberstimme mir nach: „So schaut doch den großen dicken Civilisten. Geht er jetzt vielleicht zu unseren Männern an die Front?" Eine andere unsichtbare Stimme antwortete: „O, der riecht nach Geld! Hoch die Moneten!" um wahrscheinlich anzudeuten, daß man mit Geld sich von patriotischer Todesgefahr in Frankreich loskaufen kann. Ich ging rascher. Von Militär und Festung war nichts zu sehen. Wieder durch die Stadt. Vor der „Préfecture" stehen einige Dutzend Soldaten. Ein Automobil verläßt den Hof. Generäle sitzen darin. Ein Soldat sagt: „Der Kommandant!" Das Automobil rast zur Stadt hinaus. Nach Westen. Die Hügel Burgunds erheben sich wellig. Die Forts sitzen unsichtbar drin wohin das Automobil des Kommandanten rast. Die Seine hat ihre Quelle in einem der Thäler dort und ihr Denkmal, und François Rude, „der große Sohn der Stadt", hat zusammen mit Noiset, "grenadier de l'Ile d'Elbe", auf einem dieser Hügel jenes räthselhafte Denkmal Napoleons errichtet, auf dem der Kaiser, aus langem Schlaf erwachend, sich halb im Bett hochhebt und versucht, wieder Frankreich entgegen aufzuerstehen. Aber von Dijon aus hat einmal ein germanisches Genie die französische Kunst befruchtet, der Bildhauer Klaus Sluter. Im Museum könnte man sein Grabdenkmal Philipps des Kühnen sehen, wenn es Frankreich in dieser Zeit um Kunst zu thun wäre und es seine Museen offen hielte. Dies Grabmal ist eines der erhabensten und mächtigsten Kunstwerke, die in Frankreich entstanden sind, und wurde in der Karthause von Champmol von Franzosen in der Revolution ohne alle jene Gründe zerstört, aus denen deutsche Granaten heute gezwungen sind, die militärischen Stellungen, die das französische Heer auf Kirchthürmen einrichtet, zu beschießen. Eine verliebte Seele bewahrte die Trümmer auf, aus denen das Denkmal dreißig Jahre später wieder hergestellt wurde.

"Et libera nos . . ."

Um zu sehen, wie es in der „kleinsten" Provinz aussieht, stieg ich in einem Städtchen der Franche Comté aus, in Dôle, das schon im Schatten der Festung Besançon liegt. Man macht kunstgeschichtliche Entdeckungen, während man militärische sucht. Die gewaltvolle Einfachheit der gothischen Kirche beherrscht das Städtchen von 15,000 Einwohnern, das eng in einen Abhang über dem Doubs zusammengepfercht liegt. Ganze Viertel sind noch gothisch.

Die Zugänge zum Städtchen sind militärisch scharf bewacht, ohne daß man aber, beschreitet man sie, durch etwas anderes als erstaunte Blick belästigt würde.

Denn ich bin der einzige Civilist, der in diesen alten Gassen geht.

Ein Städtchen, das ein wirrer, unruhiger Ameisenhaufe von Militär ist. Infanterie und Dragoner schwärmen durcheinander und wechseln mit schönen jungen Mädchen kühne Bemerkungen im Vorbeigehen. Drei junge Mädchen belagern mit Ausdauer und ungestüm ein Häuflein von Unteroffizieren die am Brunnen stehen und plaudern und mit Blicken zurückschießen. Und alles ist Weib und Soldat und Soldat und Weib. Ich merke mir die militärischen Kuriositäten eines Infanteristen mit einem Auge, der Wache steht, und eines Dragoners mit einem keineswegs übersehbaren Buckel. „Hilfslazarett No. 104" lese ich in einer Renaissance-Gasse und sehe keine Fahne des Rothen Kreuzes an dem Gebäude. Und immer Soldat und Weib und Weib und Soldat, gothische Steilgassen, Ruinen einer römischen Brücke und der Hut des wuchtigen Kirchthurms.

In den strengen, großen und kühlen Kirchenhallen geht die Sonntag-Nachmittag-Vesper. Hinten beim Weihwasserkessel bleibe ich stehen, mitten in einem Haufen von Soldaten. Von Weile zu Weile höre ich, wie eine Stimme hinter mir mächtig einsetzt und mit Schwung und Gefühl das Ende einer lateinischen Psalmzeile mitsingt. Soldaten lächeln ein wenig. Schließlich, als ich mich umdrehe, um den Sänger zu sehen, gewahre ich ein winziges weißbärtiges Männlein. Es lehnt an die Thür sich an und läßt die Töne aus seinem weit geöffneten Mund strömen, schaut hoch gradaus ins Chor, in dem das Gold des Altars strahlt.... Dann kam: "Et libera nos a malo... und eingefangen in seine wilde Frömmigkeit, umbrannt vom Haß der Zeit, in dem das Jesuswort: „Liebet einander!" verflammte wie Schwefel, sang der ekstatische Greis mit schallender Wuth: "Et libera nos a Germanis!"

Fahrt zur Grenze.

Wir fahren aus dem Bahnhof von Mouchard. Ein Zug mit verschlossenen Thüren, an dem viele Wagen von Kugeln zerbeult und durchlöchert sind, fährt ein. Belfort streckt seine Arme bis über diese Gegend vor. Ein Verwaltungsoffizier fährt mit. Er ist in einem der Forts auf dem Larmont bei Pontarlier. Er ist ein Kaufmann aus Lyon und hat fünf Tage "permission"; denn er hat Armeelieferungen. Ueber Brutalitäten deutscher Soldaten unterhält er mich. Dann sagt er:

„Schließlich kommen bei uns ja auch mal Sachen vor. Ein Neffe von mir ist Gendarmeriewachtmeister und hatte einen Transport mit Geiseln zu führen, Frauen von Lehrern, Pfarrern, Beamten aus dem Elsaß. Es ist ja roh, aber doch gewiß zu entschuldigen. Der Zug, in dem diese Frauen sind, hält auf einer Station vor Epinal. Auf dem Nebengeleise rangirt eine Lokomotive. Der Führer ruft meinem Neffen zu: „Wo sind die Dreckpreußen!" Mein Neffe zeigt ihm den Wagen. Er fährt mit seiner Lokomotive dran heran, das Fenster ist offen und dann spritzt er mit einem Rohr heißen Dampf und brühendes Wasser hinein. Mein Neffe wollte ihn sogar melden, denn er hatte, wie es scheint, eine der Frauen schwer verwundet. Aber, nicht wahr, das ist begreiflich in solchen Zeiten der Aufregung..."

Ich glaube nicht an die Grausamkeiten, die deutsche Soldaten von Feinden, oder französische von deutschen Soldaten so zwischen Eisenbahn und Wirthshaus erzählen. Aber man kann auf die vertrauen, die einer von seinen Landsleuten erzählt, und mein Gewährsmann, der aus Lyon ist, "permission" vom 10. bis 14. Dezember hatte und die Buchführung in einem der drei Forts bei Pontarlier führt, wäre bei Gelegenheit ja festzustellen.

*

Bei Dunkelheit kamen wir in Pontarlier an. Obschon es noch französisch ist, war Paßkontrolle im Bahnhof. Der kleine schwarzbärtige Geheimpolizist mit einem falschen Astrachankragen am Mantel sah meinen Paß und sagte:

„Sie sind Luxemburger. Seit wann sind Sie aus Luxemburg fort? Wissen Sie, unser Generalstab hat Interesse für die deutschen Truppenbewegungen in Luxemburg."

Ich machte die sanfte Einwendung, daß ich in gar keiner anderen Weise denn als unmilitärischer und harmloser Reisender unterwegs sei...

Er: „Nun, wir sind ja auch sowieso unterrichtet."

Ich: „Ich zweifle nicht daran!" und durfte in das Städtchen zum Hotel.

*

Am nächsten Tag endigte dann meine Reise durch Frankreich mit folgendem Gespräch:

Im Abtheil sitzen noch zwei ältere Herren, die von Paris kamen. Der eine war ein Franzose, der andere ein Welschschweizer.

Der Schweizer fragt: „Was geschieht nun mit Wilhelm, wenn die Deutschen besiegt sind?"

Der Franzose erzählt lachend zwischen dem Schweizer und mir: „Ich fragte kürzlich einen englischen Soldaten: „Was macht Ihr denn mit „Guillaume" und mit „François Joseph"? Bringt Ihr die nach St. Helena?" Aber der sagte: „O nein, lieber Herr! Die machen die Runde durch alle Städte. Die gehen nach Belgrad, nach St. Petersburg, die gehen nach Paris und nach London..."

Ich legte mich in die Ecke und sagte laut:

„Ja, an der Spitze der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere!"

Denn der Schaffner rief draußen: „Les Verrières! Douane!" und wir waren in der Schweiz angelangt.

*

Als ich dann nach Hause kam, fand ich dort folgenden verspäteten Gruß des „Figaro" vor:

„Warnung an die französische Polizei.

Der Deutsche Norbert Jacques ist, mit einem Luxemburger Paß versehen, nach London gelangt und hat dort Spionage getrieben. Wahrscheinlich wird er die Absicht haben, auch Frankreich mit einem Besuch zu bedenken."

Im Zeichen des Schützengrabens.

Von **Richard Gädke.***)

Man würde zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß der Schützengraben ein durchaus neues Moment in die Kriegführung gebracht habe. So lange es organisirte Heere und so lange es eine Feldherrenkunst giebt, hat man sich der Feldbefestigung bedient, um die eigene taktische Lage zu verbessern. Aus unserer Schulzeit wissen wir, daß jeder römische Soldat Spaten und Pfahl mit sich führte, und daß das Heer an jedem Abend nach zurückgelegtem Marsch ein befestigtes Lager aufschlug. Man darf ohne Weiteres sagen, daß hierin eine der Stärken der römischen Kriegführung lag; das befestigte Lager gab ihm eine Ueberlegenheit über alle Barbarenheere. Wir kennen auch die ausgedehnten Feldbefestigungen, die Cäsar im Kampfe um Alesia sowohl gegen die Belagerten als auch gegen die Entsatzheere anwendete. An den Feldbefestigungen des Pompejus brachen sich später seine eigenen Angriffe bei Dyrrachium; der große Feldherr verlegte darauf — es ist das auch für unsere Zeit noch lehrreich — den Kriegsschauplatz, um in der Feldschlacht die Entscheidung zu suchen, in der seine höhere Kunst und die bessere Manövrirfähigkeit seiner Truppen den Ausschlag gaben.

Die Feldbefestigung wählt im Allgemeinen der Schwächere, um den Mangel an Zahl oder an Tüchtigkeit auszugleichen; sie ist ein Mittel der hinhaltenden Kriegführung, sie schiebt die Entscheidung hinaus; sie ist besonders eine Unterstützung der Fernwaffen. Die englischen Bogner des ausgehenden Mittelalters stießen die Partisanen und Schweinsfedern vor sich in den Boden, um den Anprall der schwergerüsteten Ritterschaft zu brechen; die ersten unbehilflichen und langsam schießenden Feuerwaffen sicherten sich durch spanische Reiter. In seinem befestigten Lager bei Nürnberg wehrte Wallenstein den Sturm der Schweden ab. Aber eine Entscheidung brachte dieser Erfolg nicht; sie fiel wiederum erst in der Feldschlacht, bei Lützen, wo seine schwerfälligen Terzien der beweglicheren Schlachtlinie der Schweden erlagen.

Ihre Haupttriumphe feierte die Feldbefestigung in der zweiten Hälfte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts; damals kamen die langen „Linien" auf, die eine große Aehnlichkeit mit den modernen Linien beider Kämpfenden in Nordfrankreich und Westflandern aufweisen. Ihre Schwäche bildete die ziffernmäßige Schwäche der Söldnerheere; sie wurden umgangen oder durchbrochen, weil die Zahl der Vertheidiger zur genügend starken Besetzung der ganzen Linie nicht ausreichte. Das ist jetzt anders geworden. Die Vertheidigungslinien an der Aisne, Somme, Yser haben keine Flanken mehr; sie reichen vom Meere bis zu dem permanenten Festungs- und Panzergürtel der Ostgrenze. Ein grandioses Schauspiel, wie es die Welt noch nie gesehen.

Im achtzehnten Jahrhundert lieferte bereits die Erde das Hauptmaterial der Feldbefestigung; aber ihr wesentlichster Bestandtheil war damals noch der Wall. Der Graben, der vor dem Walle lag, war nur ein Annäherungshindernis; er lieferte zugleich den Boden für den Wall. Heutzutage ist es umgekehrt. Die Feuerlinie befindet sich in dem Graben, der Wall ist nur noch in Rudimenten vorhanden; wo er da ist, befindet er sich vor dem Graben und ist so unauffällig wie nur möglich. Die Uebermasse des Bodens, die der Graben liefert, wird geradezu als lästig empfunden; er verräth die Lage des Schützengrabens dem Gegner; man zerstreut den überflüssigen Boden vorwärts und rückwärts von ihm; man befeuchtet ihn und bedeckt ihn — je nachdem — mit Zweigen, Kraut, Gras, damit er sich von dem umliegenden Lande nicht unterscheide.

Die Kriegsperiode, die am wenigsten Gebrauch von der Feldbefestigung machte, war das neunzehnte Jahrhundert. Der große Kriegsmeister Frankreichs, der in gewaltigen Schlägen des Bewegungskrieges die feindliche Streitmacht zu zertrümmern strebte, hat sich ihrer nur selten bedient. Auf seinen Spuren schritt der große Stratege Moltke dann konsequent fort. Daher scheint uns die ausgedehnte Anwendung der Geländeverstärkung in der Feldschlacht fast als eine Neuerung ganz ungewohnter Art. Immerhin hat auch Napoleon sie im Jahre 1813 bei Dresden verwendet; auch die deutschen Heere haben vor Paris und an der Lisaine einen ausgedehnten Gebrauch von ihr gemacht.

Aber erst im russisch-japanischen Kriege feierte sie ihre Triumphe, ohne freilich letzten Endes die Niederlage der Russen verhindern zu können. Solch ausgedehnte Stellungen mit mehreren Reihen von Gräben hinter einander für die Feuerlinie, für die Reserven, mit Verbindungsgräben und Annäherungswegen, mit Drahthindernissen hatte die Welt bisher noch nicht gesehen.

Aber man schob diese Erscheinung zunächst wesentlich auf die verfehlte Anlage des Feldzuges, auf die schwächliche Passivität der russischen Heeresführung, auf die geringe Angriffskraft der Truppen, auf die falsche Neigung der Führung, in der Vertheidigung die Entscheidung eines Feldzuges suchen zu wollen, die noch nie anders als durch rücksichtslosen und opfervollen Angriff gewonnen wurde.

Indessen mehrten sich doch die Stimmen der nachdenkenden Berufssoldaten, die für die Zukunft dem Spaten einen höheren Gefechtswerth als früher zusprachen, die letzten Endes Spaten und Gewehr als beinahe gleichwerthig auch in der Feldschlacht betrachteten. Der Grund war die in's Ungeheuere gewachsene Feuerkraft der Waffen überhaupt, besonders aber die der Artilleriegeschosse, deren Blei- und Eisenregen selbst lockere Schützenlinien nicht mehr zu trotzen vermochten. Sie fielen unausbleiblich der Vernichtung anheim, noch ehe sie zum letzten Sturm auf den Gegner antreten konnten. Maschinengewehr und schwere Geschütze, die die verbesserte Technik in's Feld mitzunehmen erlaubte, vermehrten die höllische Feuerkraft der zeitgenössischen Heere.

Ein wunderbarer Kreislauf der Dinge! Die wachsende Gewalt der Feuerwaffen hatte im Laufe der Jahrhunderte die Linien des Fußvolkes mehr und mehr zur Verringerung ihrer Tiefe, zur Verlängerung ihrer Breite, zum Abwerfen ihrer Schutzwaffen gezwungen. Aus sechzehn Mann tiefen Haufen wurden solche zu acht Mann; diese dehnten sich zu Linien von vier Mann Tiefe, die weder Panzer noch Schild noch den Spieß mehr kannten. Bald wurde dann ihre Tiefe auf drei Mann verringert; man führte die zweigliederige Formation ein und focht schließlich den entscheidenden Kampf nur noch mit eingliederigen Schützenlinien durch, aus denen im Zwange der Verhältnisse mehr und mehr lockere Schwärme von Einzelkämpfern wurden, die im Gelände möglichst unauffällig sich vorarbeiten mußten. Als aber dieser Weg bis zur äußersten Möglichkeit zu Ende gegangen war, da griff man von Neuem zur Rüstung, die nunmehr aus dem Spaten und dem Graben für das Fußvolk bestand, während bei dem Geschütz sogar der uralte Schild aus mehrhundertjährigem Schlummer sein Wiedererwachen feierte.

Und nun kam die Periode, wo die Schutzwaffe wiederum einmal der Angriffswaffe überlegen wurde; in ihr befinden wir uns augenblicklich. Gegen den ganz schmalen, mannstiefen, in den Erdboden fast ganz senkrecht eingestochenen Graben, der selbst gegen die Beobachtung aus der Höhe nahezu unsichtbar bleibt und mit Eindeckungen gegen das Steilfeuer, ja letzten Endes mit erwärmten Erdhöhlen für die Ruhezeit versehen ist, giebt es bisher keine wirksame Waffe. Nur das Bajonett vermochte den Gegner hinauszuwerfen, aber seine Träger gelangen nicht bis zum Grabenrand; wer von ihnen nicht fiel, bricht vor den breiten, oft elektrisch geladenen Drahthindernissen zusammen, die ihn nach der feindlichen Seite hin schützen.

Ich sagte vorhin, daß diese Entwicklung von weitsichtigen Taktikern theoretisch wohl vorausgesehen wurde. Aber in das Bewußtsein der Truppe und in der Praxis der Ausbildung brach sich diese Ueberzeugung nicht in genügendem Maße Bahn.

Allerdings fing man auch in den Herbstübungen an, dem vermehrten Schanzzeug Verwendung zu geben, ja man gebrauchte es bereits im Angriff. Man sah sehr wohl ein, daß keine Truppe der Welt, selbst liegend, dem vernichtenden Feuer des Vertheidigers gegenüber kampffähig bleiben könnte, ohne sich bei jeder Staffel ihres Vormarsches von Neuem gegen Sicht und Wirkung einigermaßen zu schützen.

Aber das Bewegungsgefecht, das man vorwiegend pflegte, weil die Geschicklichkeit der Führung und die Gewandtheit der Truppen in ihm zum vollendetsten Ausdruck kamen, ist dem Spaten feind. Rücksichten auf die vorhandene Zeit und auf die Verringerung der ohnehin beträchtlichen Flurschäden kamen hinzu; wohl auch solche auf die Geduld der hohen Persönlichkeiten, denen man gerade in den Herbstübungen größten Stils abgerundete Gefechtsbilder zeigen wollte. Dazu kommt, daß die Truppe den Gebrauch des Spatens nicht gerade liebt!

So geschah es, daß selbst der Vertheidiger sich meist begnügte, seine Schanzarbeiten mehr anzudeuten als auszuführen. Nur selten wurden die Schützengräben zu ihrer vollen Tiefe ausgebaut; es war schon viel, wenn man die Drahtverhaue durch einen einzigen ausgespannten Draht ersetzte; er wurde vielleicht noch durch eine Tafel ergänzt, deren Inhalt man in den Worten zusammensetzen konnte: „Eintritt verboten." Man nahm es sehr übel, als ich mir erlaubte, darüber zu spotten.

Im Angriff vollends beschränkten sich die Erdarbeiten auf das kümmerlichste Maß; man fürchtete durch ein Mehr den stürmischen Angriffsgeist des Fußvolkes zu lähmen. Konnte man doch im Frieden die blutige Wirkung der Feuerwaffen, besonders die der Geschütze, auch nicht einmal annähernd der angreifenden Truppe zum Bewußtsein bringen — als Berufssoldat ist man doch versucht, den teuflischen Zusatz zu machen: „leider".

So mußte es kommen, daß das Fußvolk, und zumal die Subalternoffiziere, taktisch und technisch in dem Angriff auf richtig angelegte feindliche Schützengräben nicht genügend geübt waren, der rücksichtslose Wagemuth mußte das methodische Verfahren ersetzen. Die glänzenden Angriffe deutscher Truppen auf die bis über den Kopf eingegrabenen Belgier, Franzosen, Engländer in der Linie Nieuport—Dixmuiden—Ypern—Armentières werden gefeiert werden, so lange es noch ein Gefühl für Heldensinn in der Welt giebt, aber zum entscheidenden Siege haben sie nicht geführt.

Im Laufe der Wochen und Monate pflegt jede feldmäßige Befestigung, wenn man dem Vertheidiger eben die Zeit dazu läßt oder lassen muß, immer festungsähnlicher zu werden. Sie können dann mit den Mitteln des Feldkrieges überhaupt nicht mehr genommen werden; an die Stelle der ohnmächtigen Artillerie tritt der Pionier. Der Angreifer ist gezwungen, ebenso tiefe, ebenso sichere Schützengräben zu bauen, sie mit Eindeckungen, Schilden, mit Maschinengewehren zu versehen, durch Drahtnetze zu schützen. Er muß von dort mit Annäherungsgräben, mit Minen, Handgranaten und kleinen Mörsern sich allmählich vorarbeiten, seine Artillerie in ähnlicher Weise langsam vorschieben und die Aufstellung der feindlichen Reserven nach und nach unhaltbar machen. Das besonders Schwierige dieses Angriffes liegt darin, daß der Vertheidiger ungleich dem Festungskrieg, viel stärkere Waffen zur Besetzung seiner Stellung zur Verfügung zu haben pflegt. Er kann aber die erste Linie verhältnismäßig sehr schwach besetzen, und behält also große Kräfte zum Gegenstoß verfügbar, wenn der Angreifer wirklich an einer Stelle die Schützengräben durchbrochen hat und sich nun natürlich im Zustand einer gewissen Auflösung befindet. Das rechtzeitige Nachschieben starker Reserven, ohne daß diese unter dem Geschoßhagel der Vertheidigungsartillerie vernichtet werden, gehört ebenfalls zu der noch nicht völlig beherrschten Kunst des Angriffsverfahrens gegen Schützengräben.

Hat die verschanzte Linie des Vertheidigers eine gewisse Stärke erlangt, dann hat der Schützengraben den Feldkrieg in den Stellungskrieg umgewandelt, dann feiert die Ermattungsstrategie ihre Triumphe. Der Feldzug ist auf einen todten Strang gerathen. Nur, indem man eine völlig neue strategische Lage schafft, kann man dem Kriege von Neuem einen beschleunigteren Gang geben, kann man zu entscheidenden Erfolgen gelangen.

So ist der Schützengraben anscheinend zum Herrscher des Schlachtfeldes, zum herrschenden Element des Krieges überhaupt geworden.

Aber nach wie vor — denn in den Grundlagen der Kriegskunst kann sich nichts ändern — behält er eine große Schwäche: das ist seine Flanke; und einen furchtbaren Feind: das ist das Manöver. Jeder große Feldherr wird auch jetzt und in alle Zukunft hinein dem Manöver den Vorzug geben vor dem Stellungskrieg.

*) Früher preußischer Oberst und Kommandeur des Feldartillerieregiments No. 41.

Das Völkerrecht im Kriege.

In der „Deutschen Juristen-Zeitung" finden wir einen juristischen Feldpostbrief des außerordentlichen Professors der Rechte an der Universität Marburg Bredt, dem wir Folgendes entnehmen:

Wenn ich als zerschossener und zerhauener Kriegsmann jetzt im Berliner Lazareth, wo ich zwar vortrefflich behandelt und verpflegt, aber doch zum Nichtsthun verurtheilt bin, die Zeitungen lese, kommen mir manchmal ganz eigenthümliche Gedanken. Angekündigte Vorträge, Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte, dazu Semesteranfang, bringen in mein sonst nur von militärischen Dingen erfülltes Hirn wieder Gedanken an die Wissenschaft hinein, der ich angehöre, und da denke ich über diese Dinge einmal nach auf Grund meiner jetzigen Erlebnisse. Es war in einem kleinen Neste vor Namur, da fragte mich einmal mein Generaal, über welche Fächer ich eigentlich läse. Ich antwortete: Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Kirchenrecht, Völkerrecht. Da lachte er und meinte: „Nun, über Völkerrecht können Sie ja jetzt famose Studien machen." Auf einmal wurde mir klar, daß es thatsächlich nicht ganz einfach ist, fernerhin den Studenten Völker-„Recht" mit ernstem Gesichte vorzutragen. Wo sind denn alle die Verträge mit den anderen Staaten, und was nutzen alle diplomatischen Verhandlungen, wenn sich der Gegner unterdessen zum Ueberfalle rüstet und man sieht, er will nur Zeit gewinnen? Ja, und was ist auch Neutralität? Haben wir die belgische Neutralität „verletzt"? Was heißt denn Neutralität verletzen? Dann können wir auch sagen, England habe die unsere verletzt. Sollen wir denn nicht Belgien den Krieg erklären können, ebenso wie England uns? Das Verhalten der Belgier wird ja immer ein Räthsel bleiben, vor und während des Krieges. Die unheimlich schnelle und glatte Einnahme von Namur, fast ohne Verluste, bleibt ein ewiger Ruhmeskranz für das ... Corps und seinen General. Aber warum kapitulirten die Belgier nicht lieber, wenn sie so schlechten Widerstand leisten wollten? Ich war mit dabei, als Truppen der ... Division zwischen den noch feuernden Forts Marchovelette und Cognelée hindurch in die Stadt eindrangen. Wären preußische Artilleristen auf den Forts gewesen, wir wären kurz und klein geschossen worden. So aber verfeuerten die Forts ziemlich zwecklos einige Munition, bis unsere schwere Artillerie sie zudeckte. Ich war ziemlich sofort nach seiner Kapitulation auf Fort Marchovelette und sah mit Interesse der Wirkung unserer Artillerie — es war nur mittelschwere gewesen und die Panzerthürme waren noch ganz intakt. Warum aber die Besatzung ganz einfach aus dem Fort geflüchtet war, schien mir unbegreiflich. Unsere Granaten hatten die ganzen Wälle, Kasematten u. s. w. derart überschüttet, daß mit Ausnahme der doch engen Panzerthürme kein sicherer Raum mehr vorhanden war. In einer Kasematte saß ein offenbar kranker Soldat noch in seinem Bette mit verglasten Augen, gekrallten Händen, aber total zerrissenem Leib. In den Gräben lagen sie dutzendweise. In einem Schützengraben vor dem Fort saßen ihrer sechse, die offenbar Karten gespielt oder gefrühstückt hatten. Sie saßen noch alle auf ihrem Platze, aber der eine mit abgerissenem Kopf, der andere mit zerschmetterten Gliedern u. s. w. — eine Granate war zwischen sie gefahren. So hatte die armen belgischen Miethlinge das Grauen erfaßt, und die Angst um ihr Leben überwog alles Andere. Auch das wurde mir an einem Erlebnis klar. Um das Fort herum hatten die Belgier durch Fällen und Liegenlassen von Bäumen einen Rayon geschaffen, der für jede Sturmkolonne einfach unüberwindlich war. Als ich mit vieler Mühe darüber hinweg kletterte, sah ich unter mir einen Belgier liegen und rief einer Patrouille zu: „Hier liegt ein Todter, holen Sie den weg!" Da tönte unter mir eine Stimme: „Ach, ich bin nicht todt, ich habe nur Angst!" Und auf meine Frage: „Mein Gott, wer sind Sie denn?" „Ich war lange in Aachen und habe da Deutsch gelernt. Es ist Alles so schrecklich hier. Bitte, nur nicht umbringen."

Am Abend habe ich mich dann geärgert. Ich hatte einen Befehl zu überbringen und fuhr auf der Chaussee hart am Fort St. Heribert vorbei. Ich ließ halten und ging näher an das Fort heran, um es mir zu besehen. Es fiel mir auf, daß es sehr viel weniger gelitten hatte als Marchevolette. Als ich aber daran erinnert wurde, wie viel Uhr es war, sah ich, daß ich keine Zeit hatte und fuhr weiter. Nun kann man sich mein Erstaunen vorstellen, als ich am Abend hörte, das Fort sei überhaupt noch im Besitz der Belgier. Und als ich dann weiter erfuhr, Linde habe mit vier Mann Fort Malonne genommen, wurde ich thatsächlich verdrießlich und überlegte mir allen Ernstes, ob es nicht meine Pflicht gewesen wäre, wenigstens den Versuch zu machen, mit dem Chauffeur zusammen St. Heribert zu nehmen. Man konnte unter solchen Umständen doch Alles nicht wissen. — Warum allerdings die Belgier einen preußischen Offizier, der in Uniform bis an die Gräben heranging, nicht einfach herunterputzten, ist mir heute noch unklar.

Um nun wieder auf das Kriegs-„Recht" zu kommen —, da ist auch die Frage der Franktireurs. Wie soll man die aburtheilen? Nun, meine Soldaten denken gar nicht daran, in solchen Fällen ein Verfahren einleiten zu lassen. Da regiert der Augenblick. Ich kam — ebenfalls vor Namur — allein durch einen Ort, in dem große Aufregung herrschte. Soldaten rannten hin und her, Häuser brannten, auf der Straße knieten Weiber mit Rosenkränzen und beteten laut. Es waren dort die Oesterreicher mit ihren schweren Mörsern einquartiert. Als nun eine preußische Uniform sichtbar wurde, kam der k. u. k. Kamerad auf mich zu und meldete mir, es sei aus einem Hause ein Soldat angeschossen worden, obwohl ein Dutzend anderer Soldaten gerade in dem Hause drin waren. Während der Suche nach dem Schuldigen sei die ganze männliche Bevölkerung des Ortes ausgerissen. Seine Leute seien aber nicht abzuhalten gewesen, die Häuser anzustecken. Ich konnte nur antworten, ich würde den Fall melden, denn einen anderen Ausweg — vollends einen juristischen — wußte ich da auch nicht mehr. Ein anderes Mal hielt mich in einem Orte ein dort aufgestellter Posten an und meldete, sie hätten einen Mann gefangengesetzt, der eben an seinem Telephon eine Mittheilung gemacht habe, offenbar an den Feind. „Soll der Mann erschossen werden?" Da konnte ich sagen: „Nein, übergeben Sie ihn dem Kriegsgericht." — Was aber daraus geworden ist, mag Gott wissen, ich habe keine Ahnung.

Und nun das Requiriren. Auch eine schöne völkerrechtlich geregelte Sache. Man kann da so viel sagen, daß die vernünftigen Belgier, die zu Hause blieben, kaum irgendwelchen Schaden gehabt haben. Zerstört wurde nichts, sie bekamen ihren Schein, und was sie noch mehr hergeben mußten, namentlich aus Läden, wurde bar bezahlt. Wenn aber unsere Truppen übermüdet, hungrig und durstig in einen Ort kamen, mit leeren, aber offenen Häusern und Vorräthen in Küchen und Kellern — wer ging da vor, die ausgerissenen Belgier oder unsere prächtigen Soldaten? Ueberhaupt kann ich das eine sagen: die ganzen völkerrechtlichen Abmachungen haben sich auf Seiten unserer Gegner nur als Papier erwiesen und obendrein recht brüchiges. In unserem deutschen Volke aber hat der Krieg so viel herrliche Mannestugend heraustreten lassen, wie wir es in unserem materiellen Zeitalter kaum für möglich gehalten hätten.

Der Zuaven-Sergeant.

In einem Gefangenenlager in Deutschland werden ein paar Hundert Zuaven festgehalten. Unter ihnen ist, wie die „Kölnische Volks-Zeitung" erzählt, ein bejahrter, wettergebräunter Sergeant. Ueber seine Stirn läuft eine breite Narbe, und auf seiner rechten Gesichtshälfte zucken die Nerven neuralgisch. Der Mann hat schon etwas hinter sich. Halb neugierig, halb theilnahmsvoll tritt der Dolmetscher an ihn heran und reicht ihm eine Cigarette.

Es entwickelt sich ein Gespräch: „Was waren Sie früher in Ihrem Civilberuf?" fragt der Dolmetscher so nebenbei. Da lacht der alte Sergeant so halb auf und betastet liebkosend die Cigarette. Dann sagt er: „Augenblicklich bin ich in meinem Civilleben ein berühmter Damenschneider, vorher war ich Thierarzt, früher Universitätslehrer und noch vorher Automobilfabrikant!" Erstaunt sah der Dolmetscher ihn an. „Ja," bestätigte der Zuaven-Sergeant und blies behaglich ein paar blaue Wölkchen in die Luft: „Das ist nun mal so bei uns im schönen Frankreich." Und er seufzte leise. Dann erzählte er: „Als ich eine Reihe von Jahren Soldat gewesen war, und mir den Sturm dreier Erdtheile hatte um die Nase wehen lassen, diente ich nur noch als Ersatzmann. „Nämlich" berichtete er weiter, „feine Herren bei uns drücken sich vom Militärdienst. Bei ihren Beziehungen ist ihnen das sehr leicht. Sie zahlen ein hübsches Sümmchen und stellen einen Ersatzmann. Dann sind sie aller Sorgen ledig. Und ein solcher Ersatzmann war ich. Erst diente ich für einen Automobilhändler, dann für einen Universitätslehrer, schließlich für einen Thierarzt, und jetzt stehe ich für einen Damenschneider in der Liste! Ja, das Geld!" murmelte er leise. „Wenn ich reich gewesen wäre, hätte ich mir auch einen Ersatzmann gekauft!"

Ein wirksames Mittel. Als Marschall Ney die Nachhut auf dem Rückzug in Rußland befehligte, kam sie eines Abends bei Krainoi in ein Dorf, wo sie frisches Stroh und selbst noch Lebensmittel fand. Man glaubte sich im Paradies, erzählte später ein Augenzeuge, denn wie lange hatten wir schon solche Wollust nicht genossen! Der Fleischtopf kam an's Feuer. Man machte die Suppe wie in besseren Tagen, und dem Mahl folgte ein köstlicher Schlaf. Aber als der Morgen graute, wollte Niemand aufstehen. Alle Bemühungen des Marschalls und der Offiziere waren vergebens, der Gehorsam hatte aufgehört. Doch der Marschall wußte sich schnell zu helfen. „Von wo kommt der Wind her?" fragte er. „Von Norden." „Gut, man zünde sogleich das letzte Haus in jener Richtung an." Der Befehl wurde augenblicklich ausgeführt, und man sah bald darauf wörtlich die Flammen die Soldaten aus ihren Streubetten heraustreiben, ohne daß man bestimmen konnte, ob nicht manche dennoch darin geblieben und jämmerlich verbrannt wären.